Das „Berliner Tageblatt“ erscheint täglich des Morgens, mit Ausnahme Montags, und ist durch die Expedition Jerusalemerstr. 48, Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 66, Filiale Königstadt: Königstr. 50, Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 35, sowie durch alle Zeitungs-Spediteure und Post-Anstalten des Reiches zu beziehen.
Redaktion: Jerusalemerstr. 48.

Der Abonnements-Preis beträgt inclusive Donnerstags-Beilage „Ulk“ und „Sonntagsblatt“ vierteljährlich 5 Mrk. 25 Pf. incl. Botenlohn, monatlich 1 Mrk. 75 Pf.; durch die Post bezogen 5 Mrk. 25 Pf. pr. Quartal.
Inserate, pr. Zeile 50 Pf. („Berliner Stadt-Anzeiger“ 30 Pf.), werden Jerusalemerstr. 48, Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 66, Filiale Konigstadt: Königstr. 50, Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 35, angenommen.

Berliner Tageblatt.

Nr. 174. **Berlin, Sonntag, den 28. Juli 1878.** **Hauptblatt.**

Abonnements auf das „Berliner Tageblatt“ nebst „Ulk“ und „Berliner Sonntagsblatt“ zum Preise von **3 Mk. 50 Pf.**
für August und September a. c.
nehmen alle Reichspostanstalten, in Berlin außerdem sämmtliche Zeitungsspediteure und die unterzeichnete Expedition entgegen.
Expedition des „Berliner Tageblatt“,
Berlin SW., Jerusalemerstr. 48.

Reveille.

Nur noch zwei Tage trennen uns von der Wahl. Niemals vorher wurde wohl das Wahlterrain gründlicher durchwühlt und fleißiger mit Saat bestellt, als diesmal. Der objektive Beurtheiler würde sich dessen erfreuen können, weil die Thatsache dieser Regsamkeit an und für sich die Hoffnung zu begründen scheint, daß der politisch-geistige Boden des Vaterlandes seine Kraft nun sicher bewähren und den Streit, welche Fruchtgattung für ihn die am meisten naturgemäße und lohnende ist, für längere Zeit endgiltig entscheiden müßte. Es wäre traurig, wenn dieser Erfolg nicht erzielt werden sollte, allein die Bedenken, welche einer solchen Hoffnung entgegenstehen, sind nicht zu übersehen und nicht zu unterschätzen. Denn ein Versuch, der zwar schon in früheren Wahlkämpfen gemacht wurde, ist diesmal in niemals vorher dagewesener Ausdehnung zur Erscheinung gekommen, der Versuch, falschen Samen auf des Nachbars Acker zu werfen, den Ertrag der Ernte dadurch unsicher zu machen und zu theilen.

Als man die Redensart von den „staatserhaltenden Kräften“ erfand, hatte dieselbe noch einen guten und allgemein verständlichen Sinn. Indem sie die große Mehrzahl der Parteien in Gegensatz stellte zu einigen gleichviel ob bewußt oder unbewußt, so doch jedenfalls durch ihre innere Natur feindlichen Elementen unseres Staatswesens, ward sie durch vielfältigen und wohldurchdachten Mißbrauch allmählich zu einem Nebel, der alle bisherigen inneren Parteigrenzen zu verschleiern versuchte. Es gehörte für Viele volle Ruhe und Klarheit dazu, sich nicht innerhalb der Grenzen ihrer eigenen Partei zu verirren, sich nicht von einem Feldgeschrei verführen zu lassen, welches nicht nur das Sammelzeichen für diese oder jene benachbarte, sondern mitunter gradezu das einer feindlichen Partei war.

Staatserhaltend! Wer wollte denn etwa außer der doch immerhin noch mäßigen Partei der Sozialdemokraten den Staat überhaupt nicht erhalten! Wer wollte denn, wenn wir von einigen mißvergnügten Welfen, Polen, Dänen und Franzosen absehen, nicht auch speziell diesen Staat erhalten? Und wer wäre heute noch politisch so ungebildet, daß er nicht wüßte, wie die Voraussetzung der Erhaltung alles Staatswesens die feste Ordnung des Gesetzes ist! Darüber sind der fortgeschrittenste Fortschrittsmann und der verbissenste Reaktionär in gleicher Weise einig. Nur das ist die spaltende Frage, ob die gegenwärtige gesetzliche Ordnung der Anforderung entspricht, daß dieser Staat, mit der Aussicht auf Dauer, für eine ruhige Entwickelung aller berechtigten Elemente sich im Gleichgewichte zu erhalten vermag.

Die Balancirstange an der sozialen und politischen Waage des Staates ist die Regierung desselben. Es ist ein sicheres Zeichen, daß in der Organisation etwas in Unordnung ist, wenn sie selbst zum Gewicht wird, oder wenn durch künstlichen Hebeldruck von oben diese oder jene Waagschale zum Sinken oder zum Steigen gebracht wird. Die Redensart von den „staatserhaltenden Kräften“ ist ein künstlicher Hebeldruck, der die Schale zur Rechten zum Sinken bringen soll. In dem Nebel, den man erzeugt hat, sind die Begriffe der Staatserhaltung und der Regierungserhaltung ineinandergeschwommen und werden kurzsichtig von Vielen verwechselt. Ja, Viele haben sich durch den künstlichen Hebeldruck beeinflussen lassen; sie sehen nicht, daß die Regierung Partei geworden ist, und glauben den Staat zu erhalten, wenn sie die Regierung erhalten.

Wir und alle Diejenigen, welche der liberalen Seite unbeirrt treu geblieben sind, hängen unverbrüchlich fest an diesem Staate, aber durchaus nicht unbedingt an dieser Regierung; auch sie könnte sicher auf unsere Sympathie rechnen, ohne daß wir die Bedingung zu stellen nöthig hätten, daß sie ein Ausfluß unserer Partei sei. Wir verlangen nur, daß sie auch nicht der Ausfluß irgend einer anderen Partei sei, daß sie ihre Selbsterhaltung nicht in den Vordergrund schiebe vor der Staatserhaltung und daß sie die gesetzliche Ordnung nicht in einer Weise beeinflusse, welche ganz und gar nur einer der beiden Waagschalen zugute kommt.

Die Trugbilder, welche heraufbeschworen sind, um die Kurzsichtigen zu berücken und in die Netze der Regierungspartei zu locken, sind hier und in gleichgesinnten Organen wiederholt beleuchtet und in ihrer Nichtigkeit dargestellt. Politische, wirthschaftliche und religiöse Reaktion! Wohin man blickt, sieht man von der Regierung alle Segel aufgespannt, um zu einer konservativen Majorität zu gelangen, welche sie unterstützen soll, ihre Phantasien im politischen Rokokostyl mit Monopolen, die sie unabhängig von der Volksvertretung machen, mit straffem Kirchenregiment, das die von ihr inaugurirte gesetzliche Ordnung unterstützen soll, zur Ausführung zu bringen!

Mit Beschämung und Schmerz gedenken wir heute Derjenigen, die wir bisher zu den Mitgliedern unserer Partei zu rechnen gewohnt waren, und die sich in diesen Tagen immer unverhüllter von uns losgelöst haben. Von der Kraft ihrer Ueberzeugung denken wir nicht allzu hoch; wer wie ein Hase vor jedem Geräusch, und wenn es selbst im ersten Augenblicke bedrohlich erschiene, sogleich in das Lager einer anderen Ueberzeugung hinüberläuft, ist eben ein politischer Hase, mit ihm kann nicht mehr als mit einer Größe von politisch-sittlicher Bedeutung gerechnet werden. Mit Verachtung aber würde uns der Argwohn erfüllen müssen, daß es auch solche unter ihnen geben könnte, welche die Gelegenheit für schicklich erachteten, um den aus selbstischen Zwecken lange gehegten Wunsch, sich unter die einflußreichen Schwingen der mächtigen Regierungspartei zu begeben, zur Ausführung zu bringen. Zwischen ihnen und uns wird die Zukunft entscheiden. Wir hoffen, auch ohne sie zum Siege zu gelangen.

Aber in Lässigkeit und in blindem Vertrauen geht es nicht. Möge jeder liberale Wähler die Bedeutung des Tages wohl erwägen. Auch in dem Preußen vom Anfange dieses Jahrhunderts herrschte eine mächtige Partei, welche der Ueberzeugung war, daß der Staat nur erhalten werden könne durch die gesetzliche Ordnung, deren Ausdruck die damalige Regierung war. Da fand der Staat sein Jena. Und als um die Mitte des Jahrhunderts ein neuer Geist und eine neue gesetzliche Ordnung zur Herrschaft gelangte, da gab es ein Königgrätz und ein Sedan. Wir haben heute nicht die thatsächlich blutgedüngten Schlachtfelder im Sinne; diese Sorge liegt, wie wir denken, uns auf längere Zeit sehr fern. Es steht aber vor uns eine in Freiheit entwickelte gesetzliche Ordnung des Staates und der unverhüllte Versuch, sie zu durchbrechen und durch eine andere zu ersetzen. Gelänge dieser Versuch, so würde nicht das preußische, nein, das gesammte deutsche Volk ein politisches Jena erleben, von dem es sich voraussichtlich noch schwerer erholen würde, als das tief gedemüthigte Preußen seiner Zeit von dem militärischen Jena. An den liberalen Parteien ist es, sich der drohenden Gefahr einmüthig und machtvoll entgegenzuwerfen, damit auch die politische Freiheit Deutschlands endlich zu Siegen geführt werden möge, wie Deutschlands Heere sie bei Königgrätz und Sedan erfochten haben.

Der österreichische Einmarsch in Bosnien.

Unser Wiener □-Korrespondent schreibt uns vom 26. Juli:

„Ich bin in der Lage mitzutheilen, daß die österreichisch-ungarische Okkupations-Armee in der Stärke von 94,000 Mann morgen, Sonnabend, den 27. Juli, Abends, von vier Punkten die türkischen, respektive die bosnisch-herzegowinischen Grenzen überschreiten wird, und zwar geschieht die Okkupation nunmehr im vollsten Einvernehmen mit der Türkei, wenngleich noch einige Einzelfragen der formellen Regelung zwischen Oesterreich-Ungarn und der Türkei harren mögen. Erst nach erfolgter Grenzüberschreitung wird dieselbe telegraphisch angekündigt werden; vorher ist jede telegraphische Verbreitung der Nachricht untersagt, weshalb ich mich auch heute auf diese briefliche Mittheilung beschränken muß.

Am Sonntag, den 28. Juli, wird der Oberkommandant der Okkupations-Armee, Feldzeugmeister Freiherr v. Philippovich, die vorbereitete Proklamation an die Bewohner der okkupirenden Gebiete erlassen. Ich kann heute schon melden, daß es in dieser Proklamation unter Anderem heißt: Oesterreich-Ungarn besetze die Provinzen im Namen des Sultans. Es wird betont, daß die Okkupation eine Friedensmission sei, daß sie den Zweck verfolge, alle Einwohner zu beschützen, ihnen

---

(12. Forts.)

Platt Land.

Roman in vier Büchern von **Friedrich Spielhagen.** *)

Zweites Kapitel.

Indessen mäßigte er bald das rasche Tempo. Die Sonne sandte, obgleich es kaum zehn Uhr war, glühende Strahlen herab, von dem schlanken Halse des Pferdes rieselte der Schweiß; kein Luftzug, als der durch die Bewegung des Reitens selbst hervorgebrachte, kühlte seine Wangen, und es denkt sich besser nach, wenn man von Zeit zu Zeit dem Thiere die Zügel auf den Hals legen und sich die perlende Stirn trocknen kann.

An Stoff zum Nachdenken fehlte es nicht; diese neun Tage hatten so reichlich dafür gesorgt, als sollte es für eben so viele Jahre ausreichen.

Alle Welt sagte es also! das heißt: die Herren Spatzing, Lindblad und Benz, die ja auch vollauf Zeit zum Geberdenspähen und Geschichtentragen hatten; Herr Otto Bagdorf, dessen Eifersucht nicht ganz unberechtigt war, wenn man sein Verhältniß mit dem schönen Mädchen nicht ebenfalls aus der Luft gegriffen. Denn von einem Verhältniß zwischen ihm selbst und Maggie konnte doch in keinem Sinne des Wortes die Rede sein, außer in dem ganz allgemeinen, welches auch die Verneinung in sich schließt. Was war denn geschehen, das auch nur den geringsten positiven Anhalt gegeben hätte? Sie war alle Tage gekommen, zu Wagen oder zu Pferde — manchmal schon des Vormittags — und war bis zum späten Abend geblieben. Aber war das nicht ihre Gewohnheit? oder wenn sie jetzt etwas häufiger kam, bot das große Waldfest, welches Julie angeregt und über das nun bereits seit einer Woche debattirt wurde, nicht eine ausreichende Erklärung? Waren die Fräulein Sallentin, Fräulein Pahnk und die andern jungen Damen der Nachbarschaft nicht fast eben so oft da? und sollten diese nicht ebenfalls verlobt sein, heute mit diesem, morgen mit jenem jungen Herrn? Schwebten die Verlobungen hier nicht in der Luft, zahlreich wie Sommerfäden an einem sonnigen Septembertage und ebenso gegenstandslos und zerreißbar? Konnte er sich denn wundern, wenn die landesläufige Klatschsucht sich auch an ihn heftete, um so mehr, als er ein Fremder, ein Neuling in dem Kreise, das heißt ein besonders brauchbarer Haken war, um allerhand Vermuthungen, Prophezeiungen, Auslegungen daran zu hängen? Geschwätz, müßiges Geschwätz müßiger Menschen — weiter nichts!

Wohl! aber er saß doch nun eben nicht in seiner Stube, wie gestern Abend spät, und schrieb an Bruder Max einen überlustigen Brief, um den lieben Jungen zu beruhigen, der sich die größten Gewissensbisse machte, daß er „in den Albaner Bergen dem lieben Herrgott die Tage stehle, wie der Abt des Klosters San Gregorio, wo er sich einquartirt, während sein Aeltester es sich bei Hitze und Kälte sauer werden ließ, wie der Kaiser in der Ballade“. Was hatte er da thun sollen, als seinen Aufenthalt in Kantzow schildern in den rosigen Farben eines vollkommen far niente, das durch die Gegenwart einer ganzen Anzahl liebenswürdigster und schönster Mädchen zu dem süßesten von der Welt gemacht werde? ein wahres Lotos-Leben, in welchem man nichts mehr wisse von der schweren Ruderarbeit auf dem öden Meere, nichts von Lästrygonen, Kyklopen und andern bösen Menschen und Ungeheuern, denen man sonst auf seiner Irrfahrt auf Tritt und Schritt begegne, sondern das Dasein dahinfließe in mühelosem Genuß und seliger Verschollenheit?

Den Brief hatte er selber heute Morgen in der Frühe seinem ersten Bekannten, dem schweigsamen Postillon, übergeben; und der Brief würde gewiß auch seine Wirkung thun da unten in dem schönen Land Italien und dem geliebten genialen Bruder Ruhe flößen in das leichtbewegliche, lenkbare Künstlerherz.

Jetzt aber — er war allein auf der weiten Flur — er hätte denn die beiden mächtigen Kolkraben, die eben vor ihm aufflogen, und die drei Störche, die da hinten auf dem Felde zwischen den Hocken spazierten, und den Falken, der über dem fernen Rande der Schwanheide schwebte, für Gesellschaft nehmen müssen — allein mit seinem Herzen, das so ungestüm schlug, als ritte er nicht im Schritt nach Retzow in Geschäften, die ihn, wie der Inspektor sagte, nichts angingen, sondern sprengte mit verhängten Zügeln dort hinüber, wo am Waldessaume, zwischen Bäumen und Büschen halb versteckt, das hohe Dach des Herrenhauses von Kosenow winkte mit jenem Zauber, den nur das Herz des Liebenden fühlt. Ja, er liebte das wunderbare Mädchen! was sollte er's hier leugnen unter dem wolkenlosen Himmel, zu dem seine Seele hinaufjubelte mit der Lerche, die sein Auge vergeblich suchte in dem leuchtenden Blau! Zwischen den Feldern, auf denen in der zitternden Hitze über den Stoppeln die Cicaden unablässig schwirrten! Ach! es

*) Der bisher erschienene Theil dieses Romans wird den neu hinzutretenden Abonnenten des „Berliner Tageblatt“ gegen Einsendung der Abonnements-Quittung gratis nachgeliefert durch die Expedition des Berliner Tageblatt.